



WE HAVE EXPLORED HOW
LONELINESS IS TAKING A
TOLL ON OUR INDIVIDUAL,
COLLECTIVE AND SOCIETAL
HEALTH, AND THOSE HEALTH
CONSEQUENCES CARRY A
HEAVY ECONOMIC BURDEN.

Mental Health Foundation, The Lonely Society?

BEI EINZUG GEMEIN- SCHAFT

Weil sie mehr Miteinander wünschen, schließen sich Rentner, Familien und Singles zu Wohnprojekten zusammen. Doch lässt sich Gemeinschaft verabreden, hat sich **Nava Ebrahimi** gefragt

> Eigentlich hätte es ein Reihenhaus sein sollen, sagt Mirjam Kohler. Davon bauen sie gerade sehr viele in Widdersdorf, eine Handvoll verschiedene Modelle, unzählige Male vielfältigt. Wo vor wenigen Jahren noch grüne Wiese war, schlängeln sich jetzt Häuserketten an frisch geteerten Straßen entlang. Viele kleine Eigenheime, Tür an Tür, die Gärten ak-

kurat abgesteckt. Man stellt sich vor, wie im Sommer Väter an den Grills stehen, kurz nach links und rechts grüßen, und sich dann wieder den eigenen Bratwürsten zuwenden.

Das entsprach nicht dem Geschmack der Kohlers, aber das wurde der Kleinfamilie erst klar, als sie auf der Suche nach einem Reihenhaus auf »Miteinander-Gut-in-Widdersdorf« stieß. Zu diesem Verein haben sich im Herbst 2009 Menschen zusammengeschlossen, die eine Hofanlage errichten lassen und dort gemeinsam leben wollen. Mirjam Kohler und ihrem Mann, die vor einigen Jahren aus Stuttgart nach Köln gezogen sind, gefiel die Idee. »Wir haben eine kleine Tochter und beide einen Vollzeit-Job. Im Alltag sind wir einfach auf Hilfe angewiesen, aber die Verwandtschaft lebt weit weg.« Im Moment wohnt die Familie in einem Mietshaus; man sich grüßt im Treppenhaus und fragt auch mal nach dem Befinden. Mehr nicht.

Die Wohngenossenschaft, die inzwischen aus dem Verein hervorgegangen ist, will nächstes Jahr auf einem 6200 Quadratmeter großen Grundstück in Widdersdorf bauen. Geplant ist eine Anlage mit 74 Wohnungen, Gemeinschaftsräumen und großem Innenhof. Eine Art Dorfgemeinschaft soll es werden. Familie Kohlers zukünftige Nachbarin wird eine ältere Dame sein, die als Ersatz-Oma qualifiziert scheint, und von der sich Mirjam Kohler Entlastung im Alltag erhofft. »Dafür

ist es dann zum Beispiel für uns überhaupt kein Problem, mal für andere einkaufen zu gehen«, sagt sie.

Das sind Mirjam Kohlers Wünsche. Die anderen 48 Erwachsenen der Genossenschaft sind teilweise jünger, teilweise viel älter als sie. Sie haben andere Lebensumstände, pflegen andere Lebensstile, und manche verdienen deutlich weniger als sie, weil die Mieten sozial gestaffelt sein werden. Dennoch hofft die 36-Jährige, die inzwischen Aufsichtsrätin der Genossenschaft ist, dass die Wünsche der anderen mit ihren übereinstimmen. Immerhin sprechen sich alle für »Aktive Nachbarschaft statt Anonymität« aus, wie es auf der Internet-Seite heißt. Doch wie kann man gewährleisten, dass tatsächlich alle dasselbe darunter verstehen?

»Ob wirklich alle eine ähnliche Vorstellung von Gemeinschaft haben, kann man erst feststellen, wenn alle eingezogen sind. Alles, was man dazu vorher festhält, sind Absichtserklärungen«, sagt Angelika Simbriger von Koelninstitut Ipek. Die Sozialplanerin begleitet seit zwanzig Jahren Gruppen bei der Umsetzung gemeinschaftlicher Wohnprojekte. Die Ansichten darüber, wo Miteinander aufhört und Einmischung anfängt, unterscheiden sich. Bei zwanzig und oftmals mehr Parteien bleiben Konflikte nicht aus. Es sei daher wichtig, sagt Simbriger, zu Beginn klar zu machen: Jeder hat andere Vorstellungen

von Distanz und Nähe, und man muss lernen, den anderen so zu akzeptieren, wie er ist. »Viele Gruppen wollen zu viel, haben einen zu hohen Anspruch und sind ernüchtert, wenn der Alltag eintritt.«

Ernüchterndes erlebt die Widdersdorfer Genossenschaft schon jetzt. Etwa, wenn engagierte Mitglieder plötzlich abspringen und der Vorstand der Gruppe erklären muss, weshalb. Man spürt in diesem Moment, dass Verunsicherung schnell um sich greifen kann, dass die Beziehungen noch fragil sind. Und kräftezehrend sind die langen Abende, die das Führungsteam wöchentlich in einem Klassenzimmer der Internationalen Friedenschule in Widdersdorf verbringt. Im Schein des Neonlichts diskutieren die Mitglieder Details der Finanzierung, sprechen über Fördermittel und Genossenschaftsrecht. Mirjam Kohler opfert mindestens zehn Stunden wöchentlich für ihren Traum vom Miteinander. Immerhin geht es um ein 14,5-Millionen-Euro-Projekt.

Unterbricht man die zahlenlastigen Power-Point-Präsentationen, um Fragen nach der Gemeinschaft zu stellen, steigt die Stimmung schnell. Das Mitteilungsbedürfnis ist groß. Ein Familienvater sagt, »Gemeinschaft« müssten sie alle erst wieder lernen, diese Kompetenz sei ja in dieser Gesellschaft nicht mehr gefragt. Ein anderer sagt, die Anonymisierung in Miethäusern habe enorm zugenommen. Ideen flattern durch den Raum: gemeinsam in die Oper gehen, gemeinsam mit den Kindern Kastanien sammeln, gemeinsam Einkaufsvorteile nutzen, Vorleseabende, gemeinsamer Hobbykeller. Den Visionen sind keine Grenzen gesetzt.

Eine Rentnerin, alleinstehend, sagt, sie lebe derzeit in einer schönen großen Wohnung; sie wolle aber wieder etwas mit anderen zu tun haben. Seit 15 Jahren interessiert sie sich für ein solches Mehrgenerationen-Wohnprojekt, zweimal schon war sie Teil einer Gruppe, zweimal schon ist es nichts geworden. Die Fluktuation ist groß, das zeigen viele andere Beispiele. Eine wichtige Rolle spielt dabei Vertrauen, das man – mehr oder weniger – fremden Menschen entgegenbringen muss, mit denen man nicht verwandtschaftlich verbunden ist. Vertrauen darin, dass die anderen das Versprechen des Miteinanders einlösen, ohne aber beleidigt zu sein, wenn man mal nicht alle zum Geburtstag einlädt. Und in den Fällen, in denen eine Gruppe Wohneigentum oder eine Genossenschaft aufbauen will, geht es eben auch um ziemlich viel Geld.

Vor allem in größeren Städten dauert die Suche nach einem geeigneten Grundstück mitunter sehr lang. Knapp 15 Jahre sind zum Beispiel von der Gründung des Vereins Amaryllis bis zum Einzug in das Mehrgenerationen-Haus verstrichen. In dieser Zeit sind einige gekommen und gegangen. Seit drei Jahren nun wohnen mehr als vierzig Erwachsene und rund zwanzig Kinder zusammen in der Genossenschaft in Bonn-Beuel. Silke Gross hat die Initiative Anfang der 90er Jahre zusammen mit ihrem Ehemann gegründet. »Unsere Kinder waren damals noch klein,

aber wir wussten schon, dass wir später nicht als Paar allein in einem Haus sitzen wollen«, sagt die 56-Jährige. Die eigenen Kinder sind inzwischen aus dem Haus, aber der jüngste Bewohner des Wohnprojekts ist gerade mal drei Monate alt.

Von der Idee, diese Gemeinschaft sei eine Art Großfamilie, hält Silke Gross nicht viel. Und auch die Vorstellung »Alles super« sei falsch. »Uns geht es um die Bereitschaft, sich im Alltag zu unterstützen. Auch nach links und rechts zu schauen.« Wenn ein Bewohner sich den Fuß bricht, dann sehen die Nachbarn mal im Krankenhaus vorbei und gehen mit dem Hund Gassi. Einmal die Woche gibt es im Gemeinschaftsraum Suppe für alle und kleinere Gruppen verabreden sich etwa fürs Kino. »Mit manchen erlebe ich viel Miteinander, mit manchen habe ich eine nette Ebene gefunden.«

Danach scheinen viele zu suchen. So ist der Andrang groß, wenn Amaryllis vierteljährlich zum Info-Café einlädt. Denjenigen, die sich heute für gemeinschaftliche Wohnprojekte interessieren, schwebt längst nicht mehr die Kommune der 68er-Bewegung vor. Mit Ideologie haben die meisten nichts mehr am Hut, bestätigt auch Wolfgang Kiehle von der Wohnbund-Beratung NRW, die Projekte entwickelt und begleitet. »Früher wandten sich vor allem Menschen aus dem alternativen Milieu an uns. Inzwischen ist dieser Trend in der Mittelschicht angekommen«, sagt Kiehle. Er ist aus Erfahrung pragmatisch: Familienerbsatz könne ein gemeinschaftliches Wohnprojekt nicht sein. Und verbindlich seien die Beziehungen auch nicht. »Es geht um gute nachbarschaftliche Kommunikation und Hilfeleistungen im Alltag«, grenzt Kiehle ein.

Und noch etwas hat sich geändert: Die Interessenten werden jünger. Wer früher von »Mehrgenerationen-Wohnen« sprach, meinte oft tatsächlich Wohngemeinschaften älterer Menschen, die weder allein noch im Heim leben wollten. Inzwischen sind es aber auch auffallend viele junge, solvente Familien mit Kindern. Das zeigt das Beispiel »Sülzer Freunde«, die in ihrem Viertel auf dem Gelände ehemaliger städtischer Kinderheime gemeinsam ein Haus bauen – die Deluxe-Version.

Regina Stottrop vom Haus der Architektur Köln hat vor zwei Jahren das »Netzwerk Baugemeinschaft für Köln« gegründet, weil der Zuspruch so groß gewesen ist. Für viele Menschen stehe die Familie nicht mehr im Fokus ihrer Lebensplanung, sagt sie, gleichzeitig sei ihnen bewusst, dass sie nicht isoliert leben wollten. Die Stadtplanerin sieht in dieser Wohnform mehr als eine Insel des Miteinanders, umgeben von einem Meer großstädtischer Anonymität: »Die Eigentümer und selbst die Mieter gemeinschaftlicher Wohnprojekte sind aktiver und fühlen sich für ihr Umfeld stärker verantwortlich. Das kann ausstrahlen und die Nachbarschaft im gesamten Quartier verbessern.« □

✉ nava.ebrahimi@stadtrevue.de
✉ bernd.wilberg@stadtrevue.de

ELEANOR RIGBY /
DIED IN THE CHURCH
AND WAS BURIED
ALONG WITH HER NAME /
NOBODY CAME /
FATHER MCKENZIE /
WIPING THE DIRT
FROM HIS HANDS
AS HE WALKS
FROM THE GRAVE /
NO ONE WAS SAVED

The Beatles, Eleanor Rigby

Kontakt

Genossenschaft in Widdersdorf
www.gut-in-widdersdorf.de

Mehrgenerationenwohnen Amaryllis
www.amaryllis-bonn.de

Infos

Netzwerk Baugemeinschaft für Köln
www.hda-koeln.de/baugemeinschaften

Koelninstitut Ipek
www.koelninstitut-ipek.de

Wohnbund-Beratung NRW
www.wohnbund-beratung-nrw.de

Neues Wohnen im Alter
www.nwia.de

25. Nov. 2010